Illustrierte Unterhaltungsbeilage „Der Gesellige."

50. Woche. Verlag: Gustav Röthes Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige" in Graudenz. Jahrgang 1915.

Kriegsbeschädigte werden im Zeichensaal für Baugewerbe der Düsseldorfer Schule unterrichtet.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von L. Blümcke.

(Fortsetzung.)

Sie tut wieder einen Seufzer, denn sie weiß, daß das nicht die volle Wahrheit ist. Großartig wie draußen alles ist, ist auch das Innere des Schlosses, in dem Irmgard jetzt leben soll. Aber sie ist so abgespannt von der langen Fahrt, daß sie gar nicht alles zu würdigen weiß und vor dem Souper noch ein Stündchen in ihrem Boudoir zu ruhen wünscht.

Galant begleitet ihr Gatte sie in dieses wundervolle Erkerzimmerchen, drückt ihr einen Kuß auf die Stirn und verschwindet dann, um sich umzukleiden.

Kaum ist er gegangen, da erscheint die alte Auguste, die heute wie ein Backfisch herausgeputzt ist und einen duftenden Veilchenstrauß in ihrem ergrauenden, heute zum erstenmal mit einer Brennschere in Berührung gekommenen Flachshaar trägt. Mit einem wohleinstudierten Knix überreicht sie der gnädigen Frau das Geschenk von Fräulein Riemschneider, jenes Paket, das mit blauseidenem Band umschlungen ist.

Irmgard nimmt es lächelnd entgegen und öffnet es sofort, nachdem das Mädchen sich wieder entfernt hat.

Dreizehn Briefchen, die zum Teil noch stark nach Parfüm duften, rosige, blaue und weiße, fallen ihr in den Schoß, und auch ein Zettel, auf dem mit roter Tinte in großen, dicken Buchstaben geschrieben steht: „Das Geschenk einer unglücklichen Betrogenen an eine glückliche Betrogene."

Und darunter steht in etwas zierlicherer Schrift: „Auch meinen herzlichsten Glückwunsch, hochverehrte gnädige Frau! Ihnen ist es geglückt, den vergötterten Edelmann zu erobern, ja, Sie sind die Glückliche, die sich seine Gattin nennen darf. Aber damit das große Glück Sie nicht gar zu hartnäckig macht, will ich Ihnen durch die beigefügten sauberen Briefe den Beweis liefern, daß Sie nicht des hohen Herrn einzige Liebe sind. Ja, ja, er hat viele Freundinnen und viele Freunde. Von diesen ist der treueste der Rechtsanwalt a. D. Schimmelpfennig, der bereits im Gefängnis gesessen hat und für einige Butteln Sekt gern einen Meineid leistet. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie er sich auf den falschen Eid berief, durch den der gnädige Herr den schönen Weizenschlag von Grünthal gewann. Darum darf ich wohl ein Wort mitreden und mir ein Urteil erlauben, meine verehrteste Schloßherrin. Wenn Ihnen an Ihrem Einzugstage diese Zeilen zu Gesicht kommen, weile ich nicht mehr unter den Lebenden, dann habe ich ausgelitten.

Frieda Riemschneider."

Mit zitternden Fingern hob Irmgard jeden der Briefe, die von ihrem Schoß auf den Boden geglitten waren, auf und las einen nach dem andern mit brennenden Augen.

Als sie zu Ende war, stieß sie einen Verzweiflungsschrei aus, griff an die heiße Schläfe, in denen das Blut zu sieden schien, und brach dann ohnmächtig zusammen. Jetzt wußte sie, daß ihre Ahnungen nicht nur richtig gewesen, daß alles noch weit, weit schlimmer, daß sie sich in eines Ungeheuers Krallen gestürzt.

So regungslos, mit marmorbleichem Antlitz auf dem Teppich liegend, findet v. Lupenski seine Gattin vor, als er nach einer Stunde das Boudoir wieder betritt. Er sieht die Briefe, deren Verlust er bei der Ueberfülle von solchen duftenden Billetts, die er im Laufe der Jahre erhalten, nicht bemerkt, er sieht Fräulein Riemschneiders Schreiben, und bald ist ihm alles klar. „Verfluchte Schlange!" zischt er zähneknirschend, und steht dann ratlos da.

Irmgard hat sich langsam erhoben, sie ist erwacht und hat nur die eine Frage an ihren Gatten: „Warum hast Du mich so schändlich betrogen?"

„Unsinn! Sei vernünftig und habe ein Einsehen!" fährt er sie darauf an, ohne eine Spur von Reue zu verraten. „Jeder Mann in meinem Alter hat schon diese und jene kleine Liebelei gehabt, das wird ihm keine vernünftige Frau übelnehmen. Was kann ich dafür, daß mir das Weibervolk so nachgelaufen ist? Von Betrug kann da keine Rede sein, es war lediglich mein Zartgefühl, das es mir verbot, Dir von allerlei Abenteuern zu erzählen, die längst abgetan sind. Nach und nach solltest Du alles erfahren."

„Konstantin, was sollen diese Worte jetzt noch? Ich habe Dich durchschaut!" erwidert sie nur, mit dem Ausdruck des Abscheus in ihrem totenbleichen Gesicht.

Da ertönt rauschende Musik. Die Leute wollen zum Dank für Mühe und Aufwand fröhliche Gesichter sehen, erwarten wenigstens ein gütiges Lächeln, ein anerkennendes Wort von der jungen Herrin.

Vom türkischen Kriegsschauplatz: Eine Verbandstelle des Roten Halbmondes auf Gallipoli, die in musterziltiger Weise mit allen Bequemlichkeiten für die Verwundeten eingerichtet ist. — Zweites Bild: Ein weiblicher Soldat in der österreichischen Armee. Fräulein Jarenia Helene Kuz steht als weiblicher Kadett-Aspirant in der ukrainischen freiwilligen Ulanen-Eskadron. Die Uniform kleidet sie vorzüglich.

Darum rafft Irmgard sich auf, vergißt die wahnsinnigen Kopfschmerzen, vergißt, daß man ihr das Herz zertreten hat, und zeigt sich den Leuten, die jetzt auf dem Hof versammelt sind, um ein prächtiges Feuerwerk zu veranstalten. Knatternde Raketen durchzischen die klare Abendluft, rote und grüne bengalische Flammen beleuchten Hof und Park mit ihrem magischen Licht, und Jauchzen und Jubeln von fröhlichen Menschenkindern dringt an Irmgards Ohr. Dazwischen hört sie freilich auch Schimmelpfennigs heisere Stimme und seine verworrenen, unschönen Redensarten und Bemerkungen. Das Herz blutet ihr und sie muß doch lächeln und freudig überrascht erscheinen. Noch nie hat sie sich in ihrem Leben so zu verstellen brauchen wie an diesem ersten Tage im neuen Heim.

Endlich, endlich war es so weit, daß Irmgard sich zurückziehen konnte. Ihr Gatte hatte noch einen Versuch gemacht, sie umzustimmen und ihr zu beweisen, daß jene kleinen Entgleisungen und Verfehlungen bei ihm durch große Tugenden und Vorzüge ja doch hundertfach ausgeglichen würden. Aber sie wußte es besser, und was ihr Mund verschwieg, das sprach aus ihren Augen: Verachtung, bittere Enttäuschung, ein unsagbares Weh in tiefster Seele.

6.

Es war der jungen Schloßherrin eine wahre Wohltat, daß sie mit der übrigen Aristokratie der Gegend fast gar nicht in Berührung kam. Sie hatten nur bei sehr wenigen Familien Besuche gemacht, weil v. Lupenski von seinen Standesgenossen durchschaut war und eines Verkehrs nicht mehr gewürdigt wurde. Diesen Grund gab er seiner Gattin natürlich nicht an. Er sagte ihr nur, daß ihm die Heirat mit einer Bürgerlichen sehr verdacht würde. Mehr und mehr erkannte die Aermste, wie fürchterlich sie betrogen war und wie sie noch täglich von dem Manne, an den sie sich für ihr ganzes Leben gekettet, hintergangen wurde.

Jetzt, wo der Kummer ihre Wangen bleich und schmal gemacht und keine Lebensfreude mehr aus ihren Augen leuchtete, da schien für den Falschen nichts mehr an ihr zu sein, das ihn hätte anziehen können. Er behandelte sie bisweilen geradezu brutal, so daß sie ihm ausweichen mußte, um nicht die Reitpeitsche zu fühlen.

Sie sollte lachen und fröhlich sein, sollte glänzen als die Gattin des reichen Edelmannes, und das wollte und konnte sie nicht. Es war ein Glück für Irmgard, daß ihr Gatte sich sehr viel auf Reisen befand und ihr bisweilen wochenlang nicht vor die Augen trat. Dann atmete sie erleichtert auf und suchte draußen in der schönen Gottesnatur Ruhe und Frieden für ihr armes, geplagtes Herz. Gar oft traf der alte Seidenkranz die Herrin von Tannenhöh auf Grünthaler Gebiet. Es mußte ihr dort besser gefallen, als auf dem eigenen Grund und Boden.

Anfänglich paßten dem Graubart diese Besuche ganz und gar nicht, denn er hatte mit der jungen Frau wenig im Sinn, weil sie nach seiner Meinung einzig und allein schuld war an seines armen Herrn Geschick. Aber da sie ihn immer so recht herzlich begrüßte und vor allem, weil sie so traurig aussah und ihm bekannt war, wie schlecht ihr Gatte sie behandelte, so brach die Eisrinde um sein gutes Herz, und von nun an wich er ihr nicht mehr brummend aus, sondern ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und redete gern von der schönen Zeit, wo Herr Bruno noch nicht unschuldig verurteilt war.

Der felsenfeste Glaube an seines Herrn Unschuld rührte sie, und sie konnte nicht umhin, es ihm offen einzugestehen, daß auch sie Bruno Reimann niemals für einen Mörder halten könnte.

Doch wer die Tat vollbracht haben könnte, wußte Seidenkranz nicht. Er hätte v. Lupenski am ehesten für den Mörder gehalten, aber dessen Unschuld lag ja klar zutage. Der Schuß war ja doch gefallen, als er sich mit seinem Oberinspektor unterhielt.

So hatte Irmgard denn wenigstens einen Freund gefunden, dem sie vertrauen durfte. Und der alte Seidenkranz segnete die Stunde, wo er Freundschaft mit ihr geschlossen, denn sie bewies ihm dieselbe auch mit der Tat, indem sie ihm, natürlich ohne daß es jemand ahnte, durch eine größere Summe Geldes aus der dringendsten Verlegenheit half und ihm ihre weitere Hilfe zusagte, sobald er sie bedürfe. Die erste Reise, die v. Lupenski wenige Tage nach seiner Rückkehr ins Schloß unternahm, führte zu jener weltentlegenen Anstalt, die man den „ewigen Kerker" nannte, in der Frieda Riemschneider gefangen saß. Rächen wollte er sich an dieser durch seine Niedertracht schon so schwer Gestraften. Sie sollte ihm büßen für ihre Gemeinheit, für die Auslieferung der Liebesbriefe an seine Gattin.

Und sie hatte fürchterlich leiden müssen. Für Geld ließ sich eben alles hier in der Anstalt erreichen. Mit seiner Reitpeitsche hatte v. Lupenski die von den Wärtern gefesselte Kranke unmenschlich verprügelt, so daß blutige Striemen ihren Körper bedeckten und sie ein paar Tage regungslos zu Bette liegen mußte.

Bisher war sie nicht wirklich wahnsinnig gewesen, wenn gelegentliche Wutausbrüche auch dafür sprachen. Aber jetzt wurde sie es. Während seine Peitsche auf sie niedersauste, schwur sie ihm: „Und wenn Du Schurke mich mit Tauen und Ketten fesseln läßt und in den Höllenrachen selber wirfst, so will ich doch herauskommen und Dich strafen, Du Mörder, wie Du es verdient hast!"

Von dieser Stunde an dachte Frieda an nichts anderes mehr, als an die Flucht, an ihre Rache. Und dieser Gedanke machte sie krank und elend, ließ sie Speise und Trank verschmähen und brachte sie dem Tode nahe.

Man hätte sie ganz gewiß wie ein krankes Raubtier in ihrer Zelle umkommen lassen, ohne ärztliche Hilfe, ohne die mindeste Teilnahme, wenn nicht gerade in dieser Zeit die Polizei ein schärferes Auge als bisher auf die verrufene Anstalt geworfen hätte. Es mochten doch Gerüchte von Greueltaten, die hier ungestraft verübt wurden, trotz aller Sicherheitsmaßregeln durchgesickert sein und einmal Beherzigung gefunden haben. Genug, für Frieda hatte es das Gute, daß sie aus ihrer Zelle in den großen Krankensaal geschafft und menschlich verpflegt wurde.

Acht Tage weilte sie hier nun bereits, und es ging ihr bedeutend besser. Aber sie stellte sich noch immer todkrank, damit niemand ihren Fluchtplan bemerken sollte. Im großen Saal hielten sich außer Frieda zurzeit nur zwei andere Kranke und zwei Wärterinnen auf. Diesen hatte sie während der letzten Nächte viel zu schaffen gemacht, so daß dieselben heute, an einem gewitterschwülen Juliabend, fest eingeschlafen waren.

Da verließ die Rachedürstige vorsichtig ihr Lager, raffte auf, was an Kleidungsstücken bei der Hand lag, schlug das große schwarze Tuch der einen Wärterin über ihren Kopf und hüllte sich in dasselbe, so daß sie auf den ersten Blick für jene Frauensperson gehalten werden mußte.

Ganz leise schleicht Frieda hinaus. Niemand hört sie. Auf dem langen Korridor brennt nur eine schwach leuchtende Laterne, und kein Wächter läßt sich blicken. Alles scheint zu schlafen. Nur das Stöhnen, das verzweifelte Jammern von Leidensgefährten dringt aus dieser und jener Zelle an ihr Ohr. Bis zur Haustür wagt sie sich nicht. Da pflegt der Kastellan treulich Wache zu halten. Aber dort befindet sich an der Treppe ein Fenster, das weit offen steht. Sie tritt heran und schaut nach draußen. Dunkle Gewitterwolken verhüllten Mond und Sterne. Wohl weiß Frieda, daß ein Sprung durch dieses Fenster überaus gefährlich ist, denn ein breiter Graben umfaßt das Gebäude, in den sie geraten muß und in dem sie vielleicht versinkt. Doch sie hofft, daß sein Wasser bei der seit Wochen herrschenden Dürre nicht allzu tief ist.

Sie wagt also schnell entschlossen den Sprung in die Tiefe. Bis unter die Arme steht sie im Wasser, aber es gelingt ihr, sich hindurchzuarbeiten und den Grabenrand glücklich zu erklimmen.

Kaum ist sie jedoch zwanzig Schritte gelaufen, als sie ein hoher Stacheldrahtzaun an der weiteren Flucht verhindert. Nur mit größter Mühe gelingt es ihr, mit den nassen Kleidern über denselben hinweg zu klettern in der Dunkelheit.

Wohl aus zehn empfindlich schmerzenden Rißwunden blutet sie, ihr Haar ist aufgelöst und fällt ihr in wirren Strähnen über den Nacken. Das Tuch und die dürftigen Kleidungsstücke sind zerfetzt, aber was will das sagen, sie ist ja jetzt frei!

Ein greller Blitz durchzuckt die finstere Nacht, beleuchtet für eine Sekunde das Gelände und zeigt ihr eine breite Straße. Die schlägt sie ein, und dann rast sie vorwärts, immer vorwärts in die Nacht und in das Gewitter hinein, das sich jetzt mit größter Heftigkeit entladet. Blitz und Donner schrecken sie nicht, die herniederrauschenden Regenströme hemmen ihren Fuß nicht; sie läuft davon wie ein gehetztes Tier.

Der Haß, die Rachsucht treiben sie, da gibt es kein Säumen, keine Schmerzen, keine Müdigkeit. Erst als das Morgenrot am Himmel flammt, sucht sie eine Ruhestätte im Waldesdickicht und liegt den ganzen Tag über in einem todähnlichen Schlaf. Aber am Abend setzt sie ihren Marsch fort durch Dorn und Busch und leistet Unglaubliches. So geht das diese Nacht und die nächsten beiden. Speise hat sie außer einigen Beeren nicht genossen. Aber dann treibt der Hunger sie an ein Forsthaus.

Der Förster ist nicht da, nur sein junges Weib mit einem kleinen Kinde.

Voll Mitleid und Erbarmen gewährt die Försterin ihr kurze Rast, schenkt ihr Kleidungsstücke und gibt ihr Speise und Trank, kauft ihr um einige Mark auch den kleinen goldenen Ring ab, den sie am Finger trägt. Nun hat es keine Not mehr, nun kann Frieda sich unter Menschen sehen lassen und den größeren Teil der Weiterreise mit der Bahn zurücklegen. — —

Von Lupenski befand sich wieder einmal auf Reisen, und Irmgard lebte still und zurückgezogen von aller Welt ganz mit sich und ihren trüben Gedanken allein.

Wie allabendlich, hatte sie auch heute einen längeren Spaziergang durch den schattigen Wald und durch die wogenden Kornfelder unternommen. Morgen sollte mit der Ernte begonnen werden, darum wollte sie die goldige Aehrenpracht heute noch einmal in ihrer vollen Schönheit bewundern.

An der Grenze begegnete ihr Vater Seidenkranz mit einer Donnerbüchse auf der Schulter, reichte ihr bieder seine braune Hand und sagte scherzend: „Ihre Hirsche, gnädige Frau, hole der Teufel! Ich schösse sie Ihnen am liebsten allesamt fort, denn das Takelzeug ruiniert mir das ganze Korn und buddelt mir in sündhafter Weise die Kartoffeln aus. Da muß ich nun Abend für Abend auf der Lauer liegen und ihnen Schreckschüsse einjagen."

„O, das bedaure ich," erwiderte Irmgard. „Aber es geht uns nicht besser. Erkälten Sie sich nur nicht bei den späten Sitzungen hier draußen." Damit ging sie lächelnd weiter, und Seidenkranz suchte sich eine geeignete Stelle für den Ansitz.

Stern an Stern funkelte jetzt am Himmel, die Grillen zirpten, die Mücken spielten, die Frösche im nahen Wiesengraben ließen ununterbrochen ihr eintöniges „Quackquack" erschallen, und kein Wesen hier draußen schien müde zu sein außer dem alten Manne, der einmal um das andere gähnte, ärgerlich nach den Mücken schlug und sich todmüde fühlte.

Aber er durfte nicht schlafen, die Pflicht verbot es ihm. Seines armen Herrn Gut wollte er ja doch vor Schaden bewahren.

Man konnte sich wirklich keinen treueren Menschen denken, als diesen schlichten Mann, der ohne Lohn diente, der sich aufopferte, trotzdem es höchst zweifelhaft war, ob ihm das jemals vergolten werden würde. Auch nicht einen Heller veruntreute er. Nur was er zum Leben notwendig brauchte, nahm er aus der Wirtschaft, nichts weiter. Und er brauchte wenig, denn er wußte, daß an allen Ecken und Enden gespart werden mußte.

Bis Mitternacht hatte Seidenkranz siegreich gegen die Macht des Schlafs angekämpft, und kein Hirsch hatte sich blicken lassen, gerade heute nicht, während den Abend vorher hier ihr Haupttummelplatz gewesen. Sehr verdrießlich erhob er sich denn nun, um heimwärts zu gehen. Ganz steif waren seine Beine geworden vom langen Sitzen, und im rechten Fuß machte sich das Podagra wieder recht unangenehm bemerkbar.

Plötzlich vergißt der Alte Gicht und Steifheit der Beine, reißt die Augen weit auf und zieht den Wind, der vom Schloß herüberweht, schnuppernd in die Nase.

„Hol's der Geier, in Tannenhöh muß es brennen!" ruft er dann aus und verläßt das Gehölz schnell wie ein Jüngling.

Wahrhaftig, da lodert ja die helle Glut gen Himmel! Im Schloß ist Feuer ausgebrochen!

Ohne Zaudern eilt Seidenkranz auf den Schloßberg los.

Ein schaurig schönes Schauspiel bietet sich seinen Augen: Eine Rauchwolke, durchglüht von sprühendem Funkenregen, steigt auf, größer und immer größer werdend. Es muß an mehreren Stellen brennen. Da hört er rufen: „Feuer, Feuer!" Dazwischen brüllt das Vieh, das man aus den Ställen treibt, und schaurig schallt der Lärm durch die Stille der Nacht.

Der Schloßherr ist nicht anwesend, der Oberinspektor und Schimmelpfennig treiben sich im Wirtshaus herum, niemand ist da, der das Oberkommando führt. Alles schreit, schimpft und kommandiert durcheinander, es herrscht eine heillose Verwirrung.

Aber jetzt ist Seidenkranz zur Stelle, läßt seine Donnerstimme erdröhnen und gebietet, daß es jedermann vernehmen muß: „Alles hört auf mich! Kutscher Priebe, Sie reiten, was Zeug und Leder hällt, erst nach Grünthal und dann nach der Stadt und sorgen dafür, daß die Spritzen so schnell wie möglich hier sind!"

Dann fragt er, ob noch Menschen im Schloß sind.

„Ja, die gnädige Frau! Sie ist in ihrem Zimmer gerade wo es am stärksten brennt!" jammert händeringend Auguste.

Sofort läßt Seidenkranz, dessen Befehlen sich alles ohne Widerrede unterordnet, die größte Leiter an eines der Fenster im linken Flügel stellen, befiehlt, daß die Spritze darauf gerichtet wird, klettert dann selber, trotz des fürchterlichen, erstickenden Qualms und der ihn umzüngelnden Flammen, empor, zertrümmert die Scheiben und steigt dann hinein.

Irmgard ist erst vor wenigen Minuten erwacht und steht nun mit vom Schreck gelähmten Gliedern in ihrem Schlafgemach, durch dessen eine Tür die Flammen bereits hereinschlagen und ihr immer näher kommen. Das Nebenzimmer brennt lichterloh. Sie will um Hilfe rufen, aber sie vermag es nicht. Ihre Kräfte schwinden, ihre Gedanken verwirren sich, die Knie wanken, sie ist einer Ohnmacht nahe und weiß, daß sie aus derselben nicht erwachen wird, denn sie schwebt in höchster Lebensgefahr. Hat das Flämmchen, das dort am Saum des Teppichs wie ein lebendiges Wesen auf sie zuläuft, wie eine glühende Schlange, erst ihr Gewand erreicht, dann ist keine Rettung mehr. So viel ist ihr noch klar. Sie hat den Tod in den letzten Wochen oftmals als einen Erlöser angesehen, vor dessen Nahen ihr nicht grauen würde. Jetzt steht er vor ihr in seiner ganzen Furchtbarkeit, und da bäumt sich das Leben in ihr doch gewaltig auf, sie will nicht sterben, wenigstens nicht hier in den Flammen.

„O Gott, hilf mir!" schreit ihr junges Herz.

Da naht auch schon ein Retter, gerade in dem Augenblick, als sie niedersinkt. Seidenkranz ist es, der Riese Seidenkranz, der die Bürde der Jahre in dieser Stunde von sich abgewälzt zu haben scheint und an Gewandtheit, Kraft und Energie alle anderen weit übertrifft. Seine starken Arme heben die niedergleitende Gestalt, die in dem langen weißen Gewande, mit dem aufgelösten, tief auf den Rücken hinabfallenden Goldhaar gerade so aussieht, wie er sich einen Engel vorstellt, empor und trägt sie hinaus aus Tod und Verderben. Glücklich gelangt er unten an mit seiner teuren Last und übergibt die Gerettete den Frauen, deren Jammern und Wehklagen sich in lauten Jubel wandelt.

Wohl sind des tapferen Greises Haare versengt, wohl weisen Hände und Gesicht ganz empfindliche Brandwunden auf, aber er denkt nicht an sich, er kommandiert weiter mit Donnerstimme.

Jetzt erscheint Schimmelpfennig mit dem Oberinspektor auf dem Schloßplatz. Beide sind nicht nüchtern und gebärden sich mit ihrem Schreien, Fluchen und Schimpfen wie Wilde.

Der Oberinspektor will seine Wirtschaftsbücher gerettet haben, und der Bucklige befiehlt, daß man zunächst die Sachen aus seinen Zimmern schaffe, da das wichtiger als alles andere sei.

Doch Seidenkranz übertönt mit seiner Donnerstimme die ihrige und wiederholt: „Nur auf meinen Befehl wird gehört!"

„Tausend Mark demjenigen, der mir die Kommode aus meiner Wohnstube schafft!" schreit Schimmelpfennig heiser dazwischen.

„Schweigen Sie doch!" herrscht der Alte ihn an. „Sie sehen ja, daß alles brennt. Ihre Sachen sind nicht mehr zu retten."

Aber da drängt der Bucklige sich durch die Menge und stürzt sich selber in das Flammenmeer. Die Kassette mit den Dokumenten und dem Bargeld will er wenigstens retten. Es sind über zehntausend Mark in Scheinen darin und auch der Rest von des Bankiers Brief ist dabei.

„Haltet den Wahnsinnigen zurück!" ruft Seidenkranz.

Allein es ist zu spät. Schimmelpfennig ist bereits in den Flammen verschwunden und gelangt wirklich bis in sein Zimmer.

Jetzt hat er die Kassette in den Händen und versucht noch einmal, sich durch die alles versengende Glut, durch den Funkenregen, den erstickenden Qualm zu arbeiten. Aber es gelingt ihm nicht, seine Kleider brennen, er bricht zusammen.

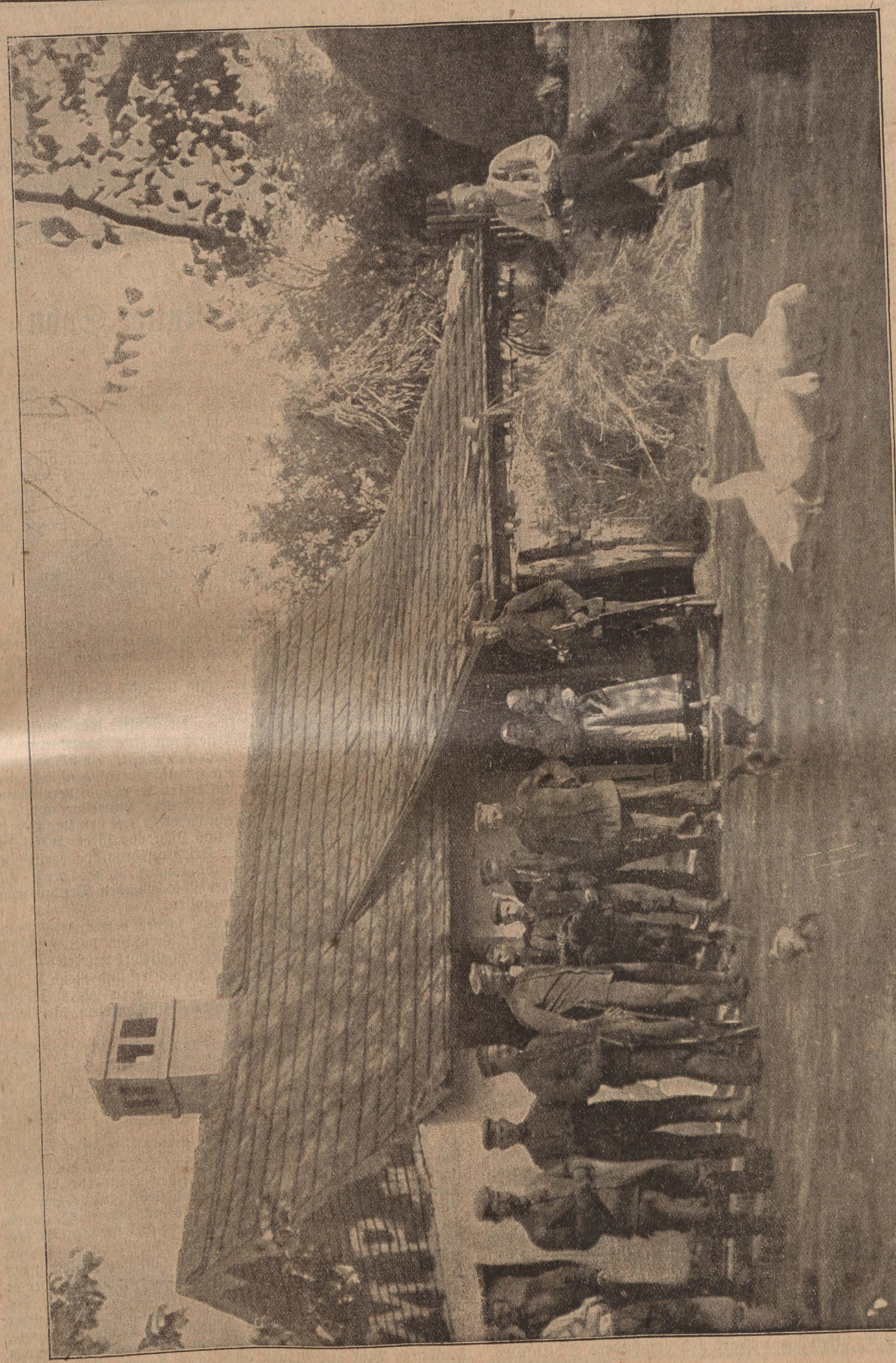
Seidenkranz sieht den Menschen unter den Trümmern, er richtet selber den Schlauch der einen Spritze auf ihn und löscht das Feuer, das seine Kleider erfaßt hat. Dann zerrt er ihn mit Hilfe von zwei anderen starken Männern heraus.

Schimmelpfennig scheint tot zu sein, hält aber den Griff der kleinen eisernen Kassette immer noch krampfhaft in seiner Rechten.

Man schafft ihn in ein Taglöhnerhaus, und Irmgard, die sich von ihrem Schreck vollständig erholt hat, sorgt dafür, daß der Arzt sofort gerufen wird. Die Kassette, an der dem Unseligen so überaus viel liegen mußte, nimmt sie an sich und verwahrt sie selber. Noch ist Leben in dem Schwerverletzten, er stöhnt und röchelt noch und redet konfuses Zeug.

Inzwischen rasseln aus Grünthal, aus der Stadt und aus drei Dörfern Spritzen herbei, und es gelingt, das Feuer auf das Schloß zu beschränken und Ställe, Scheunen, Taglöhnerhäuser und was am Südabhang des Berges steht, vor dem

1915. Dienstag, 14. Dezember. **Der Gesellige.** Nr. 90. Ja



Morgenstimmung im serbischen Quartier.

ihrer Pflicht zu folgen. Frankreich wolle sich nicht an einem Eroberungskrieg im Orient beteiligen, der den Kriegszwecken und den französischen Bestrebungen fern liege. Diese beschränkten sich immer mehr auf das westliche Becken des Mittelmeeres und ließen England und Italien immer mehr freie Hand im östlichen Becken. Wenn also die Expedition nach Kleinasien unternommen werden solle, müßten fast ausschließlich England und Italien die Streitkräfte stellen, falls letzteres sich den Plänen des englischen Ministers an-

Engländer sah, die nach einem Kampf von wenigen Stunden die Befestigungen aufgaben, die sie Wochen hindurch ausgebaut hatten.

Die ungewisse Haltung Griechenlands.

Die Lage zwischen Griechenland und den Verbandsmächten läßt sich, wie die „Agence Havas" meldet, folgendermaßen kennzeichnen: In militärischer Hinsicht verlangen die

...nuyrt, kann dieses wesentliche Ziel verberg...
...tigen. Bis Deutschland von diesem wüsten...
...nigt ist, kann keine wirkliche Hoffnung auf ...

Nur wenige verständige Worte finden ...
...lischen Blättern. So schreibt „Daily Teleg...
Leitartikel: Die Lage ist voller Gefahren ...
Hinsicht ernst. Die triumphierende R...
des deutschen Reichskanzlers betreffs der ...
diplomatischen Erfolge der Zentralmächte ...

verheerenden Element zu bewahren. Der stolze Bau aber mit seinen Türmen und Zinnen, mit seinen kostbaren Schätzen und Sammlungen ist in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Ein schwerer Verlust hat v. Lupenski betroffen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Feuer von ruchloser Hand angelegt wurde, und zwar an mehreren Stellen zugleich. Aber noch ahnt niemand, wer der Täter gewesen ist, denn man weiß noch nicht, daß Frieda Riemschneider dem „ewigen Kerker" entsprungen ist.

Doktor Braun befand sich, als er endlich in Tannenhöh eintraf, in der größten Aufregung. Irmgard machte ihm Vorwürfe wegen seines langen Säumens, und er wußte nur zu erwidern: „Gnädigste Frau, ich bin selber krank vor Schreck!"

So war es auch. Denn gerade als vorhin des Nachtwächters Feuerhorn schaurig durch die Nacht tönte und auch der Doktor aus dem Schlaf auffuhr, da sah derselbe vor seinem Hause eine gar unheimliche Frauengestalt, die wie ein Gespenst in seinen Flur huschte und sicher etwas Arges im Schilde führte. Als er sich angekleidet hatte und nach unten gegangen war, da fühlte er sich plötzlich von Furienhänden an der Gurgel gepackt, schaute in zwei glühende Augen und hörte mit schrecklicher Stimme, an der er sofort Frieda Riemschneider erkannte, die Worte ausstoßen: „Auch Du sollst büßen! Auch Du bist schuld gewesen an dem Unrecht, das man mir getan!"

Das wütende Weib hätte den kleinen, schwächlichen Mann zweifellos erwürgt, wenn nicht Leute dazu gekommen wären.

Es gelang nicht, die Wahnsinnige festzuhalten. Mit katzenartiger Geschwindigkeit entwand sie sich den Männern und war bald im Dunkel der Nacht verschwunden. Sie hatte nachdem sie das Schloß in Brand gesteckt, auch dem Doktor das Haus anstecken wollen. Heute sollte ihr das nun nicht gelingen. Aber später wollte sie an diesem Menschen ebenfalls furchtbare Rache üben.

Das war es also, was Doktor Braun so in Aufregung versetzte, daß er sich außerstande fühlte, sofort mit nach Tannenhöh zu fahren. Ihm schien es über jeden Zweifel erhaben, daß die Riemschneider das Schloß in Flammen gesteckt.

Jetzt steht der Arzt an Schimmelpfennigs Schmerzenslager. Auf den ersten Blick sieht er, daß hier keine Rettung mehr ist, die Brandwunden bedecken ja fast den ganzen Körper.

Unsagbare Schmerzen leidet der Sterbende, er erkennt seine Umgebung kaum noch und stößt entsetzliche Wehlaute aus, immer wieder bittend: „Erlöst mich doch, ich kann ja nicht leben!"

Doch volle vierundzwanzig Stunden sollte diese Qual noch währen. Irmgard und Seidenkranz, dessen Hände nun auch mit Binden umwickelt waren, versahen den Menschen, den sie bisher verachtet und verabscheut, in diesen letzten Stunden mit rührender Nächstenliebe.

„Erleichtern Sie Ihr Gewissen, dann werden Sie sanfter einschlafen," spricht der alte Inspektor gegen Abend des nächsten Tages zu Schimmelpfennig, als derselbe sich vor Schmerzen windet wie ein Wurm. „Gestehen Sie, daß Sie einen Meineid geleistet haben, damit Gott Ihnen gnädig ist."

Ein Stöhnen, ein Stammeln, unverständliche Laute sind die Antwort. Aber dann auf einmal kommt es über des Gequälten Lippen: „Ja, ich habe falsch geschworen. Der Weizenschlag gehört Ihrem Herrn. O, ich habe so viel zu beichten, aber — ich kann nicht — es ist — zu Ende!"

Auch Irmgard hat deutlich die letzten Worte verstanden. Sie reicht dem nun gänzlich Erschöpften einen Schluck Wein, trocknet ihm den Schweiß von der Stirn und erntet dafür einen Blick, wie sie aus diesen kleinen grauen Augen noch keinen gesehen, einen Blick, der da sagen soll: „Vergib mir, Du Edle! Ich bin Deine Güte nicht wert. Könnte ich Dir danken!"

Nun ist es still in der Taglöhnerstube. Es herrscht Todesschweigen.

Irmgard hatte sich einstweilen in einem leerstehenden Forsthause, das wunderbar schön im Walde gelegen war, einquartiert, und fühlte sich in den kleinen, nur mit dem Notwendigsten ausgestatteten Zimmern behaglicher als in den Prunkgemächern des nun von der Bildfläche verschwundenen stolzen Schlosses. Ueber ihres Gatten Aufenthalt wußte sie nichts, und niemand anders hatte eine Ahnung, was er tat und trieb. Deswegen konnte demselben auch keine Mitteilung von dem Brande gemacht werden.

Irmgard öffnete nun heute die bei ihr verwahrte Kassette Schimmelpfennigs, um aus darin etwa verwahrten Briefschaften etwas über dessen Angehörige zu ermitteln, denen doch Anzeige von seinem Tode erstattet werden mußte. Da findet sie die zehntausend Mark und verschiedene Schriftstücke, die kein Interesse für sie haben. Aber zuletzt fällt ihr auch der zum größeren Teil verbrannte Brief ihres Vaters in die Hände. Sie liest: Urteile milde über den Selbstmörder, der —" Weiter ging es nicht, denn es fehlte ein Stück. Aber dann folgte eine lange Reihe Namen, und endlich steht da: „Aber der zehnte Teil meines Vermögens ist ehrlich verdient, er wird Dir genügen."

Irmgard kann das nicht fassen. Ein Selbstmörder ist der Vater? Der Gedanke lag immer so nahe, daß er selber Hand an sich gelegt haben könnte, aber es ließ sich ja doch der Beweis liefern, daß er es nicht getan.

„Gott im Himmel," ruft sie aus, „gib mir Klarheit! Ein Selbstmörder! Dann ist ja Brunos Unschuld sonnenklar!"

(Schluß folgt.)

Auch einer Mutter Sohn

Eine Weihnachtsgeschichte aus einem Lazarett
von Hanny Metzger.

Hei, wie die Flocken lustig wirbelten. — Nun kam der Winter, der richtige fröhliche Winter mit Eis und Schnee.

Schwester Helene stand am Fenster und sah sinnend dem Flockenspiel zu. Sie war recht müde nach den beiden Nachtwachen, die sie im Saal der Schwerverwundeten hinter sich hatte. Wie sie gelitten hatten, die beiden jungen Krieger, von denen der eine einen Lungenschuß, der andere eine Unterleibswunde davongetragen hatte. — Wie das fieberrote Gesicht zuckte im wilden Schmerz, in immer wieder von neuem aufkeimender Qual. — Aber standhaft hatten es die beiden getragen, mutig und standhaft, echte deutsche Helden! — War es nicht herrlich, diese Größe mit ansehen zu dürfen, dieser Mut, diese Beherrschung, die auch auf dem Krankenbett dem Vaterland dient!

O, sie verstand sie so gut, diese Verwundeten. Sie war ja eine Offizierstochter und hatte dem Vater in monatelanger Pflege treu zur Seite gestanden, als er, von dem Pferde gestürzt, mit tödlicher Wunde nach Hause gebracht wurde. Sie hatte sein tapferes Aushalten, sein gefaßtes Sterben mit erlebt.

Nach dem Tode der Eltern — die Mutter war dem Vater schon vorangegangen — nahm sie dann eine Tante, eine fast 70jährige Dame, zu sich. Sie fand eine Stätte, die sich mit dem schönen geborgenen Wort „Heimat" nicht verbinden ließ, aus der sie sich, durch die strenge kalte Art der Tante vereinsamt, bedrückt, herausssehnte. — — Sie wurde Schwester und verbrachte ihr junges Leben an Krankenbetten, um den Kranken in treuer Pflichterfüllung Sonne und Licht aus ihrem fröhlichen Herzen zu geben. Und als der Krieg ausbrach, da verließ sie freudig ihre Heimatstadt und zog hinaus in das große Lazarett in dem freundlichen Grenzstädtchen, den Verwundeten liebevolle Pflege angedeihen zu lassen.

Sie hatte viel Elend gesehen, schwer verwundete Landwehrmänner, die Frau und Kinder zu Haus hatten, frische fröhliche Jungen, die zerschmettert eingeliefert wurden — aber auch tapfere Größe, treue Liebe zu Kaiser und Reich in begeistertem Herzen und Gedanken, die noch in letzter Stunde dem Vaterland galten. Das durfte sie mit erleben, die kleine Schwester Helene.

Die Oberin trat ins Zimmer und meldete, daß der Chefarzt Schwester Helene auf Zimmer Nr. 14 bäte. Dort sei ein Neuer eingeliefert worden, der operiert würde, wobei sie zu assistieren habe. Helene kühlte sich rasch die müden Augen und ließ sich beim Chefarzt melden, der sogleich die operative Entfernung der Kugel vornahm.

Sanitätsbeamte trugen dann den in der Narkose Liegenden über die breiten Korridore in Zimmer 14 auf das weiche Lager. Schwester Helene folgte den beiden Männern. Vor der Tür blieb sie einen Augenblick zögernd stehen. Das war das Zimmer der Franzosen, in dem bereits drei der Feinde lagen. In Helenes Antlitz trat eine Falte der Enttäuschung; ihr Gesicht beschattete sich seltsam, — ernst und abwehrend. — — Nun mußte sie die Feinde pflegen — sie, die Offizierstochter, deren Herz nur für Deutschland schlug, nur deutsch dachte. — Aber er sah so bleich, elend aus, dieser junge französische Krieger, der nach einiger Zeit die Augen erstaunt aufschlug und mit weicher müder Stimme, in schlechtem Deutsch nach Wasser verlangte.

Helene reichte ihm den kühlenden Trunk und erhielt einen dankbaren Blick aus blauen ängstlichen Augen. Dann reichte

er ihr das Glas wieder und strich mit der linken Hand die blonde Locke zurück, die ihm keck in die leicht gebräunte Stirn fiel.

Was für schöne Augen er hat und was für zarte, mädchenhafte Hände, dachte Helene.

Dann wandte sie sich jäh ab. — — Das ist mir alles gleichgültig — — dachte sie, — — er ist ja mein Feind. Ganz gleichgültig ist es mir, was mit ihm wird.

Sie verließ das Zimmer und ärgerte sich, daß sie einem Fremden, einem Franzosen so viel Interesse geschenkt hatte.

Auf dem Vorplatz lag ein Transport Weihnachtskisten, die von der Post eingetroffen waren und nun sortiert wurden. Fast jeder der deutschen Verwundeten war mit Liebesgaben bedacht worden, hatten sie doch alle Mütter, Frauen, Schwestern und Bräute zu Haus oder mildtätige Menschen hatten ihnen mit liebevoller Hand die Gaben gepackt.

„Im großen Saal ist der Christbaum schon fertig," flüsterte eine andere Schwester Helene zu. — — „Und morgen nachmittag kommt der Pfarrer und hält die Weihnachtspredigt. Dazu singt der Kirchenchor. Das wird eine richtige Weihnachtsfeier."

Helene hörte ernst das muntere Geplauder der Kollegin an. Ihr würde niemand Geschenke machen, niemand. Sie war ja eine Waise, die niemand hatte, der sie liebevoll bedachte. Tante hatte kein Interesse für diesen „Klimbim". Jedes Weihnachten gab sie der Nichte 50 Mark. „Nun kaufe Dir praktische Sachen," fügte sie dabei ermahnend hinzu. Aber sie durfte ja teilnehmen an dieser Weihnachtsfeier im großen Saal des Lazaretts, durfte in glücklich strahlende Augen sehen, schwachen Händen beim Lösen der Pakete helfen. War das nicht Weihnachten, das den Menschen die selige Freude des Gebens ins Herz legte?

Kalt und verschneit bricht der Weihnachtsmorgen an, der Helene am Bett des neu eingelieferten Franzosen gegrüßt. Er hatte in der Nacht stark gefiebert, so daß die junge Schwester nicht wagte, das Zimmer zu verlassen. — — Nun schlägt er die Augen auf, müde, schlaftrunken.

„Maman," flüsterte er bewegt und seine heiße Hand greift nach Helenes kühlenden Händen.

„Maman" — und da rollt ganz langsam eine Träne über sein Kindergesicht. — — — Helene steht auf, wendet sich ab.

Er ist noch ein Kind, denkt sie, kaum achtzehnjährig, der einzige Sohn vielleicht.

Was ging es sie an, was bekümmerten sie die Gefühle des Feindes, sie, die gutdeutsche Majortochter.

Er denkt gewiß an die Lieben, denkt an die Sorge der Mutter, die keine Nachricht von dem vermißten Sohn erhält.

Da wird es in Helene weich, ein seltsames Gefühl durchbebt sie. Auch einer Mutter Sohn! — — Der Sohn einer Mutter, die sich nach ihm bangte.

Auf der schwarzen Tafel über dem Bett liest sie seinen Namen. Rasch holt sie aus der Schublade des im Zimmer stehenden Tisches einen Briefbogen mit Umschlag hervor und schreibt auf letzteren den Familiennamen des jungen Franzosen, vor dem sie „Madame" setzt. Sie reicht ihm den Umschlag. Er sieht sie einen Augenblick an, erstaunt, verwirrt. Dann ergreift er ihre Hand, mit festem, innigem Druck, seine Augen füllen sich mit Tränen.

„O, Mademoiselle," flüstert er erregt mit leuchtenden Augen. Sie reicht ihm den Bleistift.

Dann ist sie aus dem Zimmer, dann setzt sie sich auf den Korbsessel des stillen Korridors, der unter Lorbeerbäumen ein behagliches Plätzchen gefunden hat, dann denkt sie, daß heute Weihnachten ist, und daß man allen Menschen eine Freude machen muß, und daß Gott keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kennt. — — Sie liebt ihr Vaterland, wahrhaftig, sie ist echt deutsch gesinnt — — — aber er ist doch auch ein Mensch, ein armer hilfloser Mensch, den seine Wunden schmerzen, genau wie die seiner deutschen Feinde.

„Stille Nacht, heilige Nacht" — weich und zart dringt es zu ihr. Das sind die Schwestern, die feiern Weihnachten, Weihnachten. — — — Helene faltet die Hände, stumm lauscht sie — stumm und andächtig — und beim zweiten Vers fällt sie ein — leise und verträumt singt sie mit und eine reiche stille Freude ist in ihr. — Stille Nacht, heilige Nacht!

Und sie weiß es nicht, daß in Zimmer 14 eine weiße zarte Hand über den Briefbogen gleitet und einer Mutter erzählt, daß ein Engel ihn behütet, ihm dieses Papier gegeben hat, daß die Deutschen keine Barbaren sind und Weihnachten feiern, so ein echtes deutsches Weihnachtsfest!

Gemeinnütziges

Welche Hühnersorten sollen wir halten? Die Orpingtons sind zwar als Nutzhühner von der Landwirtschaftskammer anerkannt, aber ich möchte heute doch davor warnen, sie als allzu fleißige Eierleger zu betrachten. Ich habe feststellen müssen, daß der normale Eierertrag bei einer gesunden Orpingtonhenne kaum unter 90 Stück und über 130 zu sein pflegt. Die Hausfrau soll sich also von vornherein darüber klar sein, zu welchen Zwecken sie ihre Hühner hält. Die Orpingtonrasse eignet sich vor allen Dingen zum Mästen. Sie liefert köstlich schwere, zarte Braten und legt hauptsächlich in den Wintermonaten wo die andern Sorten ruhen. Schon aus diesem Grunde darf die kluge Landfrau niemals nur eine Sorte von Hühnern halten. Das leider unmodern gewordene Italienerhuhn, das auch bei guter Körnerpflege mager bleibt, legt sehr fleißig und besonders im Sommer und Frühherbst. Aber, es ist gierig und flügge und kein Zaun ist ihm zu hoch, während die Orpingtonrasse faul ist und daher Zäune und Grenzen respektiert. Eine gutgepflegte Winterbrut aus Eiern der Orpingtonrasse ist bereits nach acht Wochen rund und fett, und gibt zu Weihnachten die herrlichsten Braten. Wer also Orpingtonhühnlein zum Verkauf züchtet, wird stets gute Geschäfte machen. Denn die bekannten teuren „Hamburgerhühnchen" und die oft in den ersten Restaurants für 2,50—3 Mk. als kaum auf der Platte sichtbare Einzelbraten servierten „Stubenkücken", sind allzu junge Orpingtonküchlein, denen man nicht Zeit ließ, das oft schon nach zehn Wochen festgestellte Gewicht von 600 Gramm zu erreichen.

Nußlikör. Den bekannten vorzüglichen Nußlikör stelle man aus sehr weichen, klein geschnittenen Früchten her. Auf ein Pfund zerkleinerte Nüsse werden zwei Liter 90prozentiger reiner Alkohol gegossen und drei Wochen an der Sonne sterilisiert. Danach fülle man die Flüssigkeit in eine andere Flasche von nicht zu dickem Glase und lasse sie wiederum zehn Tage unter Zugabe von 8 Gramm Zimmt, 20 Gewürznelken sterilisieren. Schließlich filtriere man die durchgeseihte Flüssigkeit mit einer schwachen Zuckerlösung; dies soll der Likör für Herren sein, der aus 1 Liter Wasser und 200 Gramm Zucker — ist er für Damen bestimmt, aus 2 Liter Wasser und 500 Gramm Zucker — zu bestehen hat. Nachdem das ganze auf gut geschwefelte Flaschen gefüllt ist, muß er mindestens vier Monate lagern, ehe er getrunken werden kann. Das Alter des Likörs erhöht seinen Wohlgeschmack. Aus den grünen getrockneten und pulverisierten Schalen unreifer Walnüsse erhält man ein gutes Zahnpulver. Zum Auffärben tiefbrauner verblichener Sachen eignet sich die Abkochung von grünen Walnußschalen ausgezeichnet. Man beobachte dabei, daß 1 Pfund Schalen und ½ Liter Wasser mindestens 30 Minuten zu kochen haben. Kann es länger sein, so erhöht es noch die Haltbarkeit der Farbe. Rohe zerkleinerte Walnüsse mit zerschnittenen Aepfeln gelten zur Zeit der Weinlese in allen besseren Wirtschaften von Süddeutschland als besonderer Leckerbissen. Das Aufbewahren der Wal- und Haselnüsse geschieht, nachdem sie völlig reif und ausgetrocknet sind, weil sonst der Kern zu sehr zusammenschrumpft, am besten in einem Mullbeutel, den man in der Räucherkammer aufzubewahren hat. Allerdings dürfen die Nüsse bei scharfem Rauch dort nicht hängen. Leisen Rauch vertragen sie gut, ohne daß die Süßigkeit des Kerns dadurch Einbuße erleidet. Ihre Haltbarkeit wird dadurch fast unbegrenzt. Auch zum Auffärben grauen Haares nehmen viel Leute den aus den Schalen gewonnenen Extrakt. Es ist aber zu beachten, daß danach oft das Haar streifig und stumpf wird.

Eine Hinzugabe an sehr saure Früchte beim Schmoren oder Kochen von Natron spart viel Zucker. Doch muß beachtet werden, daß niemals mehr als eine kleine Messerspitze bei ungefähr 2 Pfund Frucht zugesetzt werde. Sonst verliert der Wohlgeschmack und die Farbe.

Den Rückstand von Kartoffelreibsel gieße man nicht fort. Er hat einen Tag zu stehen, dann werde das schwärzlich gefärbte Wasser davon abgegossen und der feste Satz als gute Kartoffelstärke, entweder zur Dickung von Saucen oder für Einstärken bunter Wäsche verwendet.

Allen Majonaisensaucen ist, ohne daß der feine Geschmack darum verliert, ein kleiner Löffel bestes Weizenmehl zuzusetzen, um Eier zu ersparen. Sonst sind für ½ Liter Majonaise 6 Eier nötig, bei dem Mehlzusatz genügen für dieselbe Menge 3 Eier.

Weißliche Butter, die leicht unappetitlich wirkt, ist durch Hinzugabe einiger Tropfen Möhrensaft, mit denen sie kräftig durchzukneten ist, schön gelb und appetitlich zu machen.

Schweizerkäse ist mit leichter Salzdecke, Kümmelkäse in Bierlappen, Harzer unter einer festschließenden Glocke aufzubewahren. Parmesankäse werde in Salz vergraben aufbewahrt. Kräuterkäse in festschließendem Stanniolpapier.

Holziger Rettig ist zu reiben und mit etwas Salz und süßer Sahne zu servieren.

Abgeschnittene Petersilie hält sich besser in feuchter Erde als in einem Glas Wasser. Bei letzterer Aufbewahrungsart entsteht leicht ein fauliger Geschmack, selbst wenn die unteren Stücke beim Zerkleinern entfernt werden.

„Geteilte Freude, doppelte Freude". Arme Dorfkinder sehen mit großem Interesse zu, wie ein Feldgrauer sein Paketchen, das soeben aus der Heimat eingetroffen ist, auspackt, weil sie genau wissen, daß von den schönen Sachen immer etwas für sie abfällt.

Oberes Bild links:
Generalmajor Groener, der verdienstvolle Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens.

Mittleres Bild:
Die türkische Palastwache des Sultans in Konstantinopel.
Phot. Eiko-Film.

Unteres Bild links:
Ein erfolgreicher deutscher Flieger. Fliegerleutnant Immelmann hat innerhalb kurzer Zeit sechs englische Flugzeuge, darunter einen Kraftdoppeldecker aus 4000 Meter Höhe, zum Sturze gebracht und wurde mehrmals in den Berichten der Obersten Heeresleitung lobend erwähnt.

Unteres Bild rechts:
Türkische Soldaten vertreiben sich in der Reserveaufstellung während ihrer Mußestunden die Zeit mit der Aufführung von Nationaltänzen.

Der erfolgreiche deutsche Fliegerleutnant Immelmann, der für seine Leistungen mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet wurde.